

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die Leute, die halb mit stumpfen, halb mit finsternen Mienen dieser wunderlichen Morgenandacht beigewohnt, drängten nach der Tür, um in der Küche die erste Magenstärkung einzunehmen. Der Baron sah ihnen befriedigt nach. Dann setzte er die Schirmmütze auf.

„Sonst was zu melden, Dehmkte? Wie geht's der Blässe?“

Der Inspektor suchte die Achseln.

„Wie mir scheint, nicht gut. Wir werden den Tierarzt holen müssen.“

„Um, mal zusehen. Komme nachher selber runter.“

Der Inspektor wollte sich mit einer Verbeugung zurückziehen.

„Noch eins, Dehmkte: Sie haben gehört, was ich will. Wir müssen den Leuten von vornherein die Lust benehmen, in irgend einer Weise sich an dem Kadau, der drüben losgegangen ist, zu beteiligen. Ich glaube, die Rabenbande hat mich heut' verstanden, nicht?“

„Gewiß, Herr Baron. Es war deutlich.“

Ein knurriges Lachen. „Das ist mir lieb, zu hören. Wer mit diesen Dickschädeln im Säuselton verkehren will, kann sich gleich aufhängen. Und wenn Sie mal einem anderen Gut vorgefetzt sind, Dehmkte, etwa als Administrator, dann denken Sie an mich. In diesem Weltwinkel ist der Stod Kulturträger. Hebe, ich weiß ganz gut, daß meine Nachbarn mich anlachen wegen der Morgenandacht. Lacht ihr und der Teufel — wer recht hat, wird sich zeigen. Wie macht sich der neue Fornal, Dehmkte?“

„Bis jetzt ausgezeichnet, Herr Baron. Er liebt seine Pferde.“

Hans Albert hieb auf den steinernen Fußboden. „Freut mich, Mann Gottes! Neben der Religion und dem Krüchstock ist noch zweierlei vonnöten: Ein deutscher Inspektor und polnische Kutscher. Verstanden? Unter einem polnischen Inspektor verfaul die Wirtschaft, und ein deutscher Kutscher läßt lieber die Pferde hungern, ehe er ein Maß Hafer stiehlt. Da sind die Polladen besser. Uebrigens — haben Sie davon gehört, daß die sogenannte polnische Rationalregierung ihre Sendboten zu uns rüberschickt?“

Dehmkte zog die Schultern hoch. „Der Gendarm sagte so was Mehnliches.“

„Jedenfalls halten Sie mir die Bürsäcken fest, wenn Sie Wind kriegen. Sie sollen den Gutsherrn von Raßgora kennen lernen. Und sowie sich einer von unseren Leuten mit ihnen abgibt, ist mir sofort Meldung zu machen. Bis jetzt ist alles beim alten?“

„Um!“ Es klang merkwürdig gedehnt.

„Was heißt das?“ fuhr Hans Albert auf.

Der Inspektor mochte den Ausruf schon bereuen. „Nichts von Bedeutung, Herr Baron. Mir kam's vor, als ob die Leute, hm, unlustiger sind, ich will nicht sagen: widerseßlicher. Sie gehorchen zwar jedem Befehl, aber verdrossen, mürrisch. Man sieht mehr finstere Gesichter als sonst. Doch vielleicht täusche ich mich!“

Hans Albert von Graßnick schüttelte den Kopf. „Es ist nicht möglich. Sie sehen Gespenster, Dehmkte. Das mag auf den anderen Gütern so sein. Hier jedoch haben die Kerle durch meine Bemühungen Religion im Leibe. Das hält, Dehmkte, das ist noch besser als der Stod.“

Er wandte sich, nachdem er kurz an den Schirm der Mütze gefaßt hatte, und schritt den Flur hinab. Links war das Wohnzimmer. Dort trat er ein. Vor dem Ofen, in dem das helle Feuer knisterte, saß ein junges Mädchen mit aufgelöstem Haar und wärmte sich die Hände. Halb vor ihr kniete ein zweites, augenscheinlich die Dienerin, und schob ein neues Stück Holz ins Feuer.

„Morgen, Kind!“ sagte Hans Albert, und legte die Bibel auf den Tisch. „Hast du gut geschlafen?“

Hanna von Graßnick stand auf und hielt dem Vater die Wade hin.

„Gut und lange,“ lächelte sie. „Sonst würde ich mich besser präsentieren.“

Sie schüttelte dabei ihr volles, bräunliches Haar, daß es Gesicht und Schultern umslog, und faßte dann die Dienerin, die sich erhoben hatte, am Ohrfläppchen.

„Hier ist die Hauptschuldige. Anstatt mich pünktlich zu wecken, hat sie selber die Zeit verschlafen, und nun muß ich in dieser Verfassung an den Kaffeetisch kommen. Stimmt's, Kascha?“

Von unten herauf sah die Dirne schuldbehaftet den gestrengen Gebieter an. Aber die ganze Geschichte kümmerte ihn wenig. Er trank seinen Kaffee, aß ein paar Eier dazu, ohne die Schirmmütze abzulegen, und erhob sich dann, um mit dem Inspektor die Ställe zu revidieren.

Die beiden Mädchen blieben allein. Kaum hatte sich die Tür hinter Hans Albert geschlossen, als Kascha Kaszmarek, die Dienerin, rasch wieder vor dem Ofen niederkniete und in die Flamme blies.

Die Baronesß lachte. „Das Feuer kracht ja ordentlich, Kascha. Was soll das Anblasen?“

„O, Herrin,“ erwiderte das Mädchen und wandte sich kniend halb um, „ich lieb' die Flammen und seh' gern zu, wie das arme Holz darin verbrennt. Du, Euer Gnaden, schaut nur die große Flamme! Von allen Seiten kommt sie gegen das Scheit an!“

Mit weit offenen Augen blickte sie in das Spielen und Tanzen der feurigen Zungen.

„Erst ein bißchen, ... wie die Rah mit dem Wollknäuel. Sie läßt immer wieder los. Das Holz denkt, es ist nicht so schlimm. Noch immerzu, ... das Feuer weicht jedesmal zurück, aber jedesmal bleibt's ein bißchen länger. Und dann mit einem Male — wartet nur, es kommt schon!“

Sie blies stärker. „Guffa he! wie es prasselt. Faßt an, Flämmchen, hier und da, links und rechts! Und jetzt schlagen sie alle zusammen, eia, wie ist das Feuer heiß und wild! Es brennt, Herrin, es brennt! Das Holz ist verloren!“

In ihren dunklen Augen lag ein jäher Glanz, wie ein Widerschein der Flammen. Rasch sprang sie auf. Die geschmeidigen Glieder reckten sich, sie zwinkerte mit den Lidern.

„Es wird spät hell, Herrin. Was befehlt Ihr?“

Hanna von Grahnid hatte nur wenig auf ihr Schwaben geachtet.

„Leg' den Frisiermantel zurecht, kleine Kaze, und gib acht, daß der Spiritus nicht vergessen wird.“

Als die Baroneß dann ein Buch in der Hand, im Ankleidezimmer vor der Spiegeltollette saß und die Dienerin vorfichtig mit dem Kamm durch das kräftige, braune Haar fuhr, fauste auf der Chaussee ein Schlitten vorüber. Die Schellen läuteten bis ins Zimmer.

„Wer ist's?“

Mit einem Sprunge war Kascha am Fenster. „Er fuhr sehr schnell. Ich denk', es war Seine Hochwohlgeboren, der Graf.“

Hanna las weiter.

„Warum fährt er vorbei, Herrin? Er war lange nicht hier.“

„Was redest zu zusammen! Vorige Woche erst.“

„Wohl, wohl! Aber für den gnädigen Grafen von Lutowski ist das lange!“

Die weiße Stirn runzelte sich einen Moment. Achselzuckend und wie gelangweilt legte Baroneß Hanna das Buch fort.

„Weißt du nichts Besseres?“

„Nichts.“ Ein Seufzer folgte dem Wort.

„Wann bist du eingeschlafen?“

„Ich habe lange gewacht, Euer Gnaden.“

„Deshalb die Langschläferei. Ich werde mir ein anderes Mädchen aus dem Dorfe nehmen und ausbilden lassen, wenn das so weiter geht. Was meinst du?“

Ein heftiges Zucken: „Das werdet Ihr nicht tun, Herrin! Und gleich darauf demüthig: „Mein Leben ist Euer. Wenn Ihr mich verstoßt, wohin soll ich?“

„Ei, ins Dorf! Hast du mir nicht selbst erzählt, wie schön es früher war?“

Langsam schüttelte Kascha Raczmarel den Kopf. „Wer eine Waise ist, braucht um die blauen Flecken nicht erst zu bitten. Nur einer war gut gegen mich.“

Ihre schwarzen Augen glänzten und leuchteten. „Mein Vater hat mich geschlagen und meine Mutter mich verflucht. Aber ich war in der nächsten Minute doch wieder draußen auf der Straße bei Zischu Lastowicz. Wir haben im Wald Räuber gespielt und auf der Dorfstraße Pole und Russe. Ich mußte der Russe sein.“

„Das gefiel dir wenig, was?“ lachte die Baroneß. „Ihr saugt den Haß ja ein mit der Muttermilch.“

Das Mädchen ließ die Hand sinken.

„Ich war gern Russe, wenn Zischu Pole war,“ sagte sie. „Er nahm mich gefangen und schlug mich. Und ich war stolz. Er war der Stärkste damals.“

Hanna von Grahnid biß sich auf die Lippen.

„Dann geschah das Unglück: Euer Wagen überfuhr ihn. Ich dacht', er würde auch über mich gehen.“

„Laß die alten Geschichten,“ sagte die Baroneß fast heftig. „Es ist genug, daß das Unglück passiert ist. Ost genug ward euch verboten, euch mitten auf der Chaussee herumzubalgen.“

Das Mädchen schwieg. Hanna von Grahnid nagte mit den Zähnen an der Unterlippe. Dann glättete sich ihre Stirn; ein weicherer Zug kam in ihr Gesicht, und als bereue sie ihre Heftigkeit, sprach sie:

„Mir tut der arme Junge ja von Herzen leid. Und der Kutscher bog bei der Ausfahrt aus der Allee wohl auch zu scharf um die Ecke. Dafür ward er ja weggejaagt. Aber du weißt gut, welcher Tropf der Schmied ist. Als wir den Wundarzt schickten — hat er ihn hereingelassen? Nein! Als wir dann hörten, daß der Josef ein Krüppel bleiben würde — hat er die Summe genommen, die mein Vater ihm anbot, damit der Junge später mal gesichert sei? Nein! Nun, sie ist zurückgelegt und wird schon recht schöne Zinsen getragen haben. Darin mag der Josef, wenn er mündig ist, selbst darüber bestimmen. Wie alt ist er?“

Kascha Raczmarel senzte. „Es werden zehn Jahre bald

her sein, Herrin. Die Zeit vergeht. Und damals war er neun oder zehn. Ich acht,“ fügte sie leiser hinzu.

„Dann ist er also in ein, zwei Jahren mündig. Vielleicht, wenn er das Geld jetzt nicht haben will, braucht er's zur Hochzeit. De?“

Die Brennschere, die eben über das Spiritusflämmchen gelegt werden sollte, fiel zu Boden. Das Mädchen bückte sich, daß die Herrin ihr Gesicht im Spiegel nicht sehen konnte.

„Mag er heiraten,“ erwiderte sie herb. „Es wird sich keine um ihn reißen.“

„Um den Josef? Weil er hinkt? Du bist ein Schäschen, Kascha!“

„Es ist nicht, weil er ein Krüppel ist. Der gnädige Herr hat ja alles gutmachen wollen. Aber der Zischu ist seit dem Unglück ein anderer. Wir haben auch nie mehr zusammen gespielt seitdem.“

Die Baroneß lächelte. „Ihr seid keine Kinder mehr.“

Aber das Mädchen schüttelte den Kopf. „Seit er nicht mehr so laufen kann und so wild sein, sitzt er den ganzen Tag dräben im Wald oder vor der Schmiede und sieht vor sich hin. Man spricht ein Wort, er fragt auch: Wie ist das Befinden? Aber dann sitzt er wieder und sieht vor sich hin. Ich glaub', Herrin, er schläft mit offenen Augen wie der Dase.“

Ihr Mund verzog sich schmerzlich.

„Bah,“ sprach sie plötzlich geringschätzig. „Was geht's mich an? Aber ich denk' nur an den Schmied, und daß der Zischu einst der Wildeste war. Nun flieht er Körbe wie ein alt Weib.“

Hanna von Grahnid zog spielend ihren Ring vom Finger. „Was meinst du, Kascha?“ fragte sie plötzlich. „Wenn dieses alte Weib nun käme und dich heiraten wollte?“

Durch den jungen, geschmeidigen Körper ging ein Zucken. „Lachen würd' ich, lachen, Herrin! Bei allen Heiligen, was soll mir ein Mann, der immer sitzt und nach Träumen jagt! Einen jungen will ich, der tanzt und springt und stark ist und — und —“ sie lachte kurz, wild. „Ich red' Unsinn, Euer Gnaden.“

Mit einem Wort: Den Josef Lastowicz liebst du nicht?“

„Nein, nein, nein!“ In jäher Wut stampfte sie mit dem Fuß auf und führte den Kamm mit solcher Wucht durchs Haar, daß die Baroneß unwillig und mit halbem Wehruf das Haupt zurückneigte.

„Es geht wirklich nicht länger mit dir, Kascha!“ Aergerschlich griff sie wieder nach dem Buche.

Die Augen, die noch eben in wildem Glanze geseuchtet hatten, senkten sich schein. Nur das Gesicht blieb blutrot.

„Verzeiht, ich bin schlecht, und das Haar hatte sich verwirrt.“

Leise und demüthig war die Stimme. Und schweigend führte sie die Frisur zu Ende. Als die Baroneß aufstand und den Frisiermantel ablegte, hauchte sie nach ihrer Hand und küßte sie. Hanna von Grahnid schritt, ohne sie weiter zu beachten, nach dem Zimmer, in dem das Klavier stand. Man hörte sie spielen. Kascha Raczmarel jedoch schleppte mit scheuen Blicken ein neues Scheit zum Ofen, kauerte sich nieder und blies ab und zu in die Flammen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Vampir.

Von Franz Reinhold Benz.

Milan hatte in der Felspalte einer zerklüfteten Schlucht Neus Serbiens sein Bett aufgeschlagen und gerade seine dünnen Knochen ausgereckt, als die Zeitbahn aufgehoben wurde und eine dunkle Gestalt wortlos an seine Seite kroch.

Milan wollte unwirsch den ungeladenen Gast hinausweisen, fühlte aber, da er den Mund zum Mache aufthat, eine wirkende Beklemmung im Halse, die ihm jeden Ton verschlug. Eine unheimliche Beunruhigung strömte von dem Fremden aus, der doch nun so regungslos neben ihm lag, daß er nicht einmal seine Atemzüge hörte. Milan zog an einer Schaar, die um seinen Hals ging, ein Amulett hervor, küßte es und begann leise vor sich hin zu beten.

Da vernahm er einen Ton, der erst ein Schnardchen sein mochte, ihm aber wie ein heimliches, höhnisches Lachen erschien, und als er instinktiv seine Hände an sich zog, sagte der Fremde im ruhigsten und natürlichsten Tone:

„Du solltest schlafen, Bruderherz, die bulgarischen Schweinehunde werden uns diese Nacht nicht stören.“

Der lässige Tonfall dieser Stimme gab Milan seine Ruhe zurück, und er versuchte nun wirklich einzuschlafen. Das Gefühl

des Grauens nahm er aber in seinen Schlaf mit hinüber und jener Traum kam wieder über ihn, vor dem es ihm vor jedem Einschlafen schon schauderte:

Er lag in seinem Mantel gerollt, in jedem dieser Träume, unweit von einem Dorfe. Im Mondlicht schattete der Friedhof. Eine Gestalt löste sich von ihm los, trat ins Mondlicht und war ein Weib. Kam langsam, wie ein witternder Hund auf Milan zu, kroch gewickelt über seinen Körper hinweg und legte zwei eisig kalte, gierig schmagende Lippen an die nie vernarbende Wunde über seinem Herzen. Milan erschauerte unter der Berührung dieser Lippen, fühlte die Zähne des Vampirs in seinem Fleisch wühlen, hörte ihn sein Blut saugen, das halllos nach der brennenden Wunde hinsüßte. Versuchte das Umwehen von sich abzuschütteln, kämpfte gegen die ohnmächtige Lähmung all seiner Glieder an und brachte es doch, nur zu dem Verzweiflungsschrei des verfallenen Opfers.

Von seinem eigenen Schrei erwachte er auch diesmal. Schweiß stand auf seinem ganzen Körper. Er betastete sich, fand seine Hemdbluse geöffnet, und er geriet mit den Fingerspitzen in eine warme, klebrige Flüssigkeit: Blut. Die Wunde in seiner Brust war wieder aufgebrochen.

Noch hatte er sich aus seinem Traume nicht ganz zurückgefunden, da fühlte er aus dem Dunkel heraus zwei Augen auf sich niederbrennen, funkelnd, wie die einer Raze. Der Fremde hoffte neben ihm und starrte ihn an.

„Dund, höllischer,“ fuhr Milan auf, „was hast du neben mir zu suchen? Geh fort, du hast den bösen Blick! Geh fort, du hast den Vampir in meinen Schlaf gelockt. Geh fort, oder ich erwürge dich!“

Aber er ballte die Fäuste in wilder Wut nach dem Fremden. „Bruderherz, du bist krank,“ klang es aus dem Dunkel. „Du hast mich geweckt durch dein Geschrei und Geschrei. Da, saug einen Schnaps und mach, da höu schläfst.“

Eine Feldflasche schlug Milan an die Brust, er entforste sie, brante die aus Angst trocken gewordene Kehle aus und lehnte sich ermattet zurück.

„Der Schnaps ist doch gut?“ fragte der Fremde.

„Er tut wohl,“ sagte Milan.

„So schlaf.“

„Ich kann nicht.“

„Warum?“

„D,“ stöhnte Milan, „die Angst hält mich wach. Der Vampir wird wiederkommen. Ja, ich weiß, daß er kommt. Wir sind zu nah beim Dorfe. Er ist gierig auf mein Blut, er läßt nicht ab von mir, weil ich ihn gestern hab töten wollen. Der Pfahl muß daneben gegangen sein, ich habe sein Herz gefehlt. O, diese verfluchten mazedonischen Schweine, daß sie auch aufmerksam werden müßten!“

Der Fremde regte sich und kroch ganz dicht zu Milan heran.

„War mein Schnaps gut?“

„Ja.“

„Hast du mir Vertrauen zu mir?“

Milan würgte an der Antwort. Aber es war, als ob der Fremde ihm das Wort auf die Lippen lege und ihn zwingt, ihm Ton und Leben zu geben.

„Ja.“

„Erzähle mir von diesem Vampir.“

Milan fühlte, daß er diesem unheimlichen Fremden erzählen müsse. Sein Wille war wie getriebelt, aber noch wehrte er sich.

„Ich kann nicht.“

Der Fremde lachte kurz und hämisch:

„Kannst nicht? Hier, saug noch einen Schnaps. Der löst dir die Zunge.“

Milan gehorchte und leerte die Feldflasche bis zum letzten Tropfen. Sein Kopf gläubte. Nun drängte es ihn, zu erzählen.

„Weißt du, das war damals, vor drei Jahren, als wir die Türken zum Lande hinausjagten. Wochen lagen wir im Gebirge, da kamen wir zur Besatzung in dieses Dorf, wo wir auch jetzt wieder liegen.“

„In dieses Dorf,“ wiederholte der Fremde, und es klang wie eine Bestätigung.

„Ich gehe in ein Haus und finde eine Mazedonierin. Ein Weib, sage ich dir Bruderherz, wie eine junge Stute. Wochenlang hatten wir kein Frauenzimmer mehr gesehen. „Du kommst mir gerade recht, mein Mädchen,“ sage ich und fasse sie um die Hüften und schleite sie in die Ecke. Sie wehrte sich, die verfluchte Raze, wehrte sich mit Händen und Füßen. Auf einmal riß sie mir meine Bluse herunter, das Buder, schlug ihre starken blanken Zähne in meine Brust und biß darauf los, als ob sie der Satan selbst wäre. Not wurde mir vor den Augen vor Wut und Schmerz. Warte, du Satan, denke ich, und wügte sie, wügte sie ab, wie einen tollgewordenen Hammel. Aber sie läßt nicht locker mit ihren Zähnen, und als die Raze elendiglich verreckt ist, da hat sie sich durchgebissen und ein blutiger Regen Fleisch aus meiner Brust hängt in ihrem Mause.“

„Was sagst du, Bruderherz?“

„Nichts, nichts, erzähle weiter.“

„Die Leute aus dem Dorf haben sie auf dem Friedhofe verscharrt. Ein Vampir war dieser Satan schon bei Lebzeiten, sonst hätte sie mir nicht das Stück Fleisch aus der Brust herausgebissen. Ein Vampir war sie schon damals, sage ich dir. Hätte die Wunde sonst nicht heilen müssen? Ein Türkenhund hat mir mit dem

Bajonett den ganzen Schenkel zerlegt, und du siehst nichts mehr davon. Die Wunde in meiner Brust plagt immer wieder auf, und in jeder Nacht kommt dieser höllische Satan an mich herangeschlichen und schmagt mir das Blut weg. Eben, als ich schlief, war er wieder da. Hier, sieh, Blut. Nein, du kannst nicht sehen, gib deine Hand her, hier, hier. . . .“

Milan fuhr mit einem Schrei empor. Die Finger des Fremden legten sich kalt und eisig auf seine Wunde, als seien es die Lippen des Vampirs; und plötzlich grub er ihm die Nägel, wie die Zähne eines Raubtiers tief in die Brust.

Der Fremde lachte in wildem Hohn auf.

„Du Weib,“ sagte er, „was läßt du mich die Wunde berühren, wenn du es nicht vertragen kannst?“

Milan vermochte nicht zu antworten. Das kalte Grauen seiner Träume durchstarrte ihn bis ins Mark.

„Du bist krank, Bruderherz,“ begann der Fremde wieder, und auf seiner Stimme lag ein Zwang. „Du mußt den Vampir noch einmal töten. Du mußt ihn ausgraben, und wenn er einer ist, dann ist sein Leib nicht verkauft, sondern warm von dem Blute, das er dir ausgesaugt. Dann mußt du einen Pfahl nehmen, dessen Spitze du hart gebrannt hast, und mußt ihm damit das Herz durchbohren. Wenn es ein Vampir war, dann wird sein Herz sich ausbluten, und du bist erlöst.“

Milan stöhnte.

„Gestern habe ich versucht. Ich hab den Pfahl durchs Grab hindurchgeschlagen, weil die verdammten Bauern, die in der Nähe waren, mich zerrissen hätten, wenn sie sahen, daß ich das Grab schändete. Der Pfahl muß daneben gegangen sein. Ich habe das Herz nicht getroffen. Nun wird er mich weiter quälen. . . .“

„Ich weiß noch ein Mittel,“ flüsterte der Fremde mit rauher Stimme an Milans Ohr. „Das wird dich von diesem Vampir erlösen. Zuvor will ich dir aber sagen, warum ich in dein Bett gekommen bin und warum du mir dies erzählen müßtest.“

Die mazedonische Raze, der du, ja so, wie ich es jetzt tue, die Hände um den Hals gekalkt hast und die du da abgewürgt hast, wie einen tollgewordenen Hammel, — das war mein Weib. Jetzt wehre dich, du serbischer Weiberschänder, du Gräberschänder!“

Die knochigen Hände des mazedonischen Bauern lagen wie ein Schraubstock um Milans Hals. Aber die Kraft der Verzweiflung streifte seine Gelenke, krümmte sein Rückgrat. Sie wälzten sich im Dunkel des Bettes. Eine Festschnur klappte auseinander, und Milans vorquellende Augen erlähnten als letztes Bild den Friedhof, der im Mondlicht schattete. Ein Weib löste sich aus seinem Dunkel und hegte auf ihn zu, wie ein Hund, der ein Wild stellen will.

Da sank Milans Kopf kraftlos zurück.

Der Fremde richtete sich tiefatmend auf. Alles war still.

Niemand hatte den Kampf bemerkt.

„Mein ist die Rache!“ flüsterte er, beugte sich nieder und stieß neben dem Toten seinen Dolch in die Erde.

Dann ging er langsam, als sei nichts geschehen, in der Richtung, wo er die Bulgaren suchte.

Steil stand der Mond über den zerklüfteten Bergen.

Die Herren von der Bing, ein vergessenes heffisches Geschlecht.

Oberhalb Lauter bei Grünberg, dort, wo Nauheim und die Wetterau ihr Trinkwasser herholen, liegt am Ausgang eines schönen Waldtales unter dem Greteberg, der eine vorzeitliche Siedlung trägt, die Bing. Sie umfaßt bis in die neueste Zeit drei Bauernhöfe einschließlich der Bingenmühle, ihr Besitz und Betrieb wurde aber durch die staatlichen Quellen-Käufe und Anlagen stark eingeschränkt.

Dicht über der Bingenmühle liegt auf dem Steilabfall der vom Greteberg herabziehenden Wiesensfläche ein kleines Wäldchen, der „Burgwald“. Die Fluren oberhalb und unterhalb heißen „Am Burgwald“. In Lauter liegen noch „Aunkerngrärten“, und die Kunde von den adligen Herren von der Bing ist noch sehr lebendig. Der Besitzstand wird noch bezeichnet, er scheint unterhalb des Gretebergs und der Einsprüche, bis hin zu dem Lohgarten jenseits der Laubacher Straße gelegen zu haben.

Von der Burg ist noch der rechteckige, senkrecht aus dem Basaltfelsen herausgehauene tiefe Burggraben zu sehen, in dem vor einigen Jahren bei Erdarbeiten ein großer eiserner Schlüssel mit vergoldetem Griff gefunden und durch einen Grünberger Antiquarier an das Landesmuseum abgeliefert worden sein soll. Der von dem Graben eingeschlossene Platz reicht nur für einen kleineren Bau, und da von Mauerveken nichts zu sehen ist, die Oberfläche auch fast hängt, muß man auf einen Holzbau schließen.

Geschichtlich sind zu Lauter die Herren von Strebelos bezeugt. Sie finden sich auch zu Queckborn nach dem Aussterben der Herren von Queckborn. 1332 belehnte Landgraf Heinrich (I. Glaser, Grünberg) den Johann von Strebelos mit einer jährlichen Gülte von dem Dorf Lauter als Burglehen. Dem Gottfried Strebelos wurde während des Stenmerkrieges 1366—73 das Dorf Lauter für 170 Gulden verpfändet. Nach Scriba's Regesten sind an Zehnkräusen zu Lauter 1350 die Herren von Ulla und Saafen, 1416 Oswald von Engelhausen (1/2 Stunde von der Bing gelegen), Friedrich von Windhausen und Friedrich von Saafen, 1453 Scholt von Windhausen und Joachim von Saafen beteiligt. Während

der Strebekof'sche Besitz zu Queckborn mit dem Aussterben der Familie 1474, wo der letzte Strebekof bei der Belagerung von Neuf a. Rh. fiel, an die von Habel übergang, erscheint die Bing später als Marburger Universitätslehen, wird also von einem der beiden zur Gründung der Hochschule benutzten reichen Klöster, dem Antoniterkloster zu Grünberg oder dem Nonnenkloster zu Birberg erworben gewesen sein. Im vorigen Jahrhundert hatten die Grafen zu Lehrbach den Behuten zu Vauter und liehen ihn sich 1842 mit barem 6840 Gulden ablösen.

Wer war nun vor den Herren von Strebekof Burgherr auf der Bing? Darüber gibt wohl folgende Zusammenstellung ziemlich schlüssige Auskunft. Ohne weiteres dürfte klar sein, daß die Herren ursprünglich von Bing oder wohl besser „von der Bing“ geheißen haben. Bei Kraft, Geschichte von Gießen und Umgegend, S. 204, finde ich, daß bei den Herren von Queckborn von 1108 bis 1250 öfter ein Arnold vorkommt, daß ein Arnoldus rufus (der rote) als Mainzer Basall und Zeuge in Urkunden von 1171 bis 1189 bzw. 1194 erscheint, „und wird nach der Zeit, in der er lebte, und der für ihn vorkommenden Bezeichnung de Vingua (er war also wahrscheinlich Burgmann in Bingen) als eine andere Persönlichkeit betrachtet werden müssen.“ In einer Umerkung daselbst: „die ältesten Glieder der Familie von Queckborn zeigen sich in Mainzer Urkunden, und da Mainz Ansprüche an die Gegend von Grünberg bildete, erklärt sich auch die Verbindung mit dem Erzstift.“ S. 205 ebenda: Aus einer Urkunde des Eberhard Waro (von Sagen) von 1189 geht hervor, daß dieser Arnoldus rufus einen Sohn Eberhard und zwei geistliche Brüder, Eberhard und Konrad hatte, und die Besitzungen der Herren von Sagen und Arnburg erbtredeten sich bis bei Queckborn; aber damit kommen wir seiner Herkunft nicht näher.“

Da für diesen Arnold den Roten alles auf die Gegend Grünberg und Queckborn hinweist und wir für die verödete Burg auf der Bing nach einem Geschlecht suchen müssen, so werden wir wohl unseren Arnold den Roten von Bingen wieder auf sein Stammschloß „die Bing“ verlegen müssen. Wir hätten also zu den im Burgwalde liegenden spärlichen Resten der Burg von der Bing nunmehr auch urkundlich den Herren von der Bing - de Vingua und gleich vier mit einander gefunden.

Arnoldus rufus	Eberhard	Konrad
Mainzer Basall	Geistlich	Geistlich
1171—1194	1189	1189

Eberhard.

Durch das Vorkommen der beiden Geistlichen ist wie bei so manchem tüchtigen Rittergeschlecht das Aussterben des Hauses und der Hochschul- bzw. Kloster-Besitz zu Vauter verständlich. Da die Herren von Strebekof beide, eine Pfarrei bildenden Orte Queckborn und Vauter besaßen, so ist auch für ihre Vorgänger, die Herren von Queckborn, der gleiche Besitzstand zu vermuten. Durch Heirat mag früh eine Verbindung der beiden Nachbargeschlechter und nach dem Aussterben des Mannesstammes eine Auffaugung des kleineren Binger Besitzes durch den größeren Queckborner stattgefunden haben. Vielleicht, daß auch eine Seitenlinie von Queckborn den Mannesstamm auf der Bing ersetzte. Beidemal ist das Vorkommen des Namens Arnold sowohl zu Queckborn als auf der Bing erklärt.

Queckborn, 30. 10. 16.

Friedrich Schid.

Vermischtes.

* Der deutsche Helm. Hierzu schreibt Avenarius im zweiten Oktoberheft des „Deutschen Willens“ (Kunstwart): Haben wir denn einen? Wir haben die „Büchelhaube“, den Landwehr-Helm“, den ... ja richtig: wir haben den neuen Stahlhelm draußen in den Schützengräben. Und ich meine: aus diesem Helm sollte der deutsche Helm werden. Es hat lange gedauert, bis wir ihn eingeführt haben. Die Franzosen und die Engländer hatten schon längst Stahlhelme, als wir noch probten und immer wieder probten. Aber was lange gewährt, ward gut. Es ist, soviel wir hören konnten, nur eine Stimme darüber, daß der deutsche Stahlhelm am besten von allen schützt, die jetzt in Gebrauch sind. Nur eine Stimme auch darüber, daß er am wenigsten stört und am bequemsten sitzt. Aber auch das ist wieder da, was immer noch vielen wunderbar erscheint: dieser Helm, der rein aus Versuchen auf das Zweckmäßige hin entstanden ist, ist auch der schönste aller modernen Stahlhelme. In seiner vollendeten Schmucklosigkeit ist er ganz Gestalt, ganz Ausdruck. Und nicht nur „an sich“ ist er schön, er steht auch seinem Träger gut. Nicht bloß „martialischen“ Gesichtern, auch feinen — er bildet eben einen Rahmen, der jedes Gesicht vor allem einmal isoliert und deshalb für sich zur Geltung kommen läßt.

Wollen wir nicht die Form dieses Helms auch für den Frieden bewahren und aus ihr den deutschen Helm bilden?

Die Büchelhaube ist für den größten Teil Deutschlands in keinem Sinne geschichtlich überliefert, sie ist für ihn durchaus keine historische Tracht, in ihrer jetzigen Form ist sie das nicht einmal für Preußen; der alten hohen preussischen Büchelhaube

ist sogar manch englischer Helm ähnlicher, als der bisherige deutsche. Daß er nicht praktisch ist, wird für den Ernstfall durch seinen Stoffüberzug ausdrücklich bezeugt, die „Blitzableiter“-Spitze muß aber auch noch abgeschraubt werden, wenn sie nicht über den Graben signalisieren soll: Obacht, hier ist wer. Ueber andere Eigenschaften „praktischer“ Art dieses „Helms“ wolle man Kriegsteilnehmer fragen, hier kann die Höflichkeit darüber schweigen. Was die „Schönheit“ anbelangt, so wäre ausichtslos ein Verbesserungsversuch mit solchen Augen, denen diese Sammlung von Formadimenten (wie den „Schirmen“) und von Blechornamenten auf paperner Grundlage gefällt. Gibt es aber noch viele?

Aus Stahl brauchten wir den neuen Helm nur für die Zwecke, für die man ihn jetzt braucht. Der Friedenshelm ließe sich mit ganz geringfügigen Veränderungen derselben Form ohne jede Mäßigkeit auch mit Leder, Tuch, Flechtwerk herstellen. Der Krieg wird den „Kampfhelm“ — so könnten wir den Stahlhelm auch nennen — schnell vollständig machen. Wärrten wir ihn, so würde damit zugleich eine stolze Erinnerung an die schwersten unserer Kämpfe gewahrt. Wollten wir ihn doch wahren! Und so, daß keine blinkende Aufputzerei die schöne Sachlichkeit seiner Form verzerrelichte und verwirrelte!

Büchertisch.

— „Der deutsche Teufel“ von Karl Emil Franzos. Mit Bildnis Franzos, Einleitung von Dr. Ernst Schulze und 7 Bildern von Ludwig Verwald. („Vollsbücher“ Heft 42) Gebunden 40 Pfennig, gebunden 80 Pfennig. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großbortel.

— Deutsche U-Boot-Laten in Bild und Wort von Professor Willy Stöver. Herausgegeben von der Reichsmarinestiftung, Berlin W. 10, Königin-Augusta-Straße 38/42. — Unter diesem Titel erscheinen soeben das erste von Rüstlerhand geschaffene Werk über den Kreuzerrieg durch U-Boote. Es schildert in 10 vollfarbigen Bildern mit begleitendem Text von Professor Willy Stöver das Heldentum des U-Boot-Lebens von Beginn des Krieges an. Handlung und Stimmung wechseln in packender Weise. Im Morgengrauen sehen wir „U 9“ auftauchend, dann folgt die Torpedierung der englischen Kreuzer „Aboukir“, „Hoque“ und „Tressy“. In der Nordsee wird ein Segler mit Baumware angehalten. Im Atlantik ein Vollschiß aufgebracht, und so folgt eine Reihe fesselnder Bilder bis Konstantinopel und ins Schwarze Meer. Dieses Werk ist für die Friedenswohlfahrtszwecke der Reichsmarinestiftung bestimmt und soll unseren blauen Jungen, die draußen im Kampf und Sturm ihr Leben einsehen, zugute kommen. Es soll die Not der Seeleute lindern helfen. Der niedrige Preis von Mk. 2,50 ermöglicht fast jedem die Anschaffung.

— Englands „Kultur“ in „barbarischer“ Beleuchtung (Wien, Verlag Englands „Kultur“ III, Koloniggasse 9), ein Buch von großer Bedeutung, ist soeben erschienen und liegt uns vor. Viel zu lange hat es gedauert, unseren uraltschönen Feinden auf ihre Unwürde: wir seien ein Volk von Barbaren, eine wichtige Antwort zu geben. Es ist ein großes Verdienst, daß sich der Herausgeber dieses Buches um uns erweilt, indem er uns zu gegebener Zeit ein Buch auf den Tisch legt, welches einen wichtigen Teil der bestehenden Sitten (Ansitten), „den Jungfrauenhandel“ in England, scharf beleuchtet aus Wiedergaben der entsetzlichen Artikelserie aus dem Jahre 1885 der „Pall Mall Gazette“ in London. Es hat sich nichts geändert in den 31 Jahren. — Das Buch wird in allen Kreisen Aufsehen erregen. Der Verlag kündigt gleichzeitig eine Folge an: „England in der Kritik seiner bedeutendsten Autoren.“ Es ist angeblich bereits im Druck.

Dezierrätsel.

Er wurde vor Gericht geladen,
Doch wer nicht pünktlich kam, war er.
Er schrieb, es sei sein alter Schaden,
Das Laufen fall' ihm gar so schwer.

Brauchst nicht zu fragen, was ihn quälte.
Der Grund ist wirklich völlig klar;
Denn als er im Gericht nun fehlte,
Ergab sich, was sein Leiden war.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Stataufgabe in voriger Nummer:

(Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau, trB = Treff-Bube, pA = Pique-Aß, cD = Coeur-Dame u. s. l.)

Im Stat liegen c9 und cA. Mittelhand hat trB, trA, p8, pD, pK, pA, car9, carB, carD, carA, Hinterhand den Rest. Spielgang:

- 1. B. car7 M. carA D. pB.
- 2. M. carD D. pZ B. carZ.
- 3. M. carB D. trK B. car8.

Jetzt spielt M. die car9 aus, wobei B. mit carK überstechen muß.